

Nekr Sch 0005

Scheffer Boichorst

GEDÄCHTNISSEDE

AUF

PAUL SCHEFFER-BOICHORST.

VON

E. DÜMMLER.

AUS DEN ABHANDLUNGEN DER KÖNIGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
ZU BERLIN VOM JAHRE 1902.

BERLIN 1902.

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

IN COMMISSION BEI GEORG REIMER.



GEDÄCHTNISSREDE

AUF

PAUL SCHEFFER-BOICHORST.

VON

E. DÜMLER.

AUS DEN ABHANDLUNGEN DER KÖNIGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
ZU BERLIN VOM JAHRE 1902.

BERLIN 1902.

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

IN COMMISSION BEI GEORG REIMER.

GEDÄCHTNISREDE

AUF

PAUL SCHEFFER-BOICHORST.

Gehalten in der öffentlichen Sitzung am 3. Juli 1902
[Sitzungsberichte St. XXXIV. S. 799].

Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 9. Juli 1902.

AUS DEN ABHANDLUNGEN DER KÖNIGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
ZU BERLIN VOM JAHRE 1902

BERLIN 1902

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN COMMISSION BEI FRIEDRICH BERGHAUSEN

Der 3. Juli, der Tag von Königgrätz, der einst alle preussischen Herzen höher schlagen liefs, bildet einen passenden Hintergrund zu dem Gedächtnifs eines Mannes, zu dessen wärmsten Empfindungen die Vaterlandsiebe gehörte, wie er denn seine ganze Kraft der Erforschung der vaterländischen Geschichte gewidmet hat.

Paul Scheffer-Boichorst wurde am 25. Mai 1843 in Elberfeld als Sprössling einer hochangesehenen, einst auch sehr begüterten, Münsterschen Familie geboren. Durch den Bankerott des Vaters, Bernhard Scheffer-Boichorst, der eine Knopffabrik besafs und nunmehr als Handlungsreisender sein Brot sauer verdienen mußte, wurde das Familienleben früh zerstört, zumal da die Mutter in jungen Jahren gestorben war. Eine Tante, Frau Zumloh, des Vaters Schwester, nahm den Knaben zu sich; später unterstützte ihn besonders ein Vetter des Vaters, Anton Scheffer-Boichorst, ein wohlhabender Gutsbesitzer, und bestritt reichlich die Kosten des Universitätsstudiums. Diese Verwandten lebten in dem Städtchen Warendorf an der Ems, das gegen 5000 Einwohner zählte. So wurde ein Ort mit reizender, idyllisch ländlicher Umgebung, die den Natursinn zu wecken wohl geeignet war, die wahre Heimat unseres Freundes. Hier besuchte er seit 1853 das Gymnasium, schüchtern und kränklich, nicht eben hervorragend in seinen Leistungen, doch befriedigend, mit Ausnahme der Mathematik und Physik, die seiner Geistesrichtung allzufern lagen. Noch ahnte man den künftigen Historiker in ihm nicht, hielt den Abgehenden vielmehr für einen Philologen. Auch zeichnete die gute philologische Vorbildung seine Arbeiten später sehr vortheilhaft aus, wenn er gleich gelegentlich über die Buchstabenphilologen spottete.

Scheffer war in einem streng katholischen Kreise aufgewachsen — die evangelische Mutter hatte er kaum gekannt —, doch schon als Abiturient

ging er an von diesem Glauben abzuweichen, und mit Schmerz erblickten seine Verwandten in ihm einen Freigeist. Es war sein unbestechlicher Wahrheitssinn, die stärkste Regung seiner Seele, die ihn früh mit der überlieferten Kirche in Widerstreit brachte. Nicht als ob er damals oder später nach einer anderen Seite, nach der evangelischen oder etwa altkatholischen geneigt hätte: der ersteren zumal stand er schroff ablehnend gegenüber. Er begnügte sich mit seinem katholischen Taufschein und einer pietätvollen Erinnerung an die Kirche seiner Jugend, anscheinend ohne ein tieferes religiöses Bedürfnis zu fühlen. Die Freiheit von allen Familienbanden in seinem späteren Leben mochte ihn hierin bestärken, und dem Forscher kam zu gute, was der Mensch entbehrte.

Seine Studien begann Scheffer im Herbst 1862 auf der Innsbrucker Hochschule, wo Julius Ficker, nicht nur sein Landsmann aus dem Münsterlande, sondern auch entfernt mit ihm verwandt, sein Leitstern wurde. Daneben der liebenswürdige und rastlose Stumpf-Brentano. Die Spuren dieser Lehrer, zumal des ersteren, als eines unserer größten rechtsgeschichtlichen Forscher, sind in Scheffer's ganzer weiterer Thätigkeit sichtbar, wenn er auch nicht ihre kirchlichen und politischen Ansichten theilte. Die Vorliebe für die staufische Zeit geht auf Ficker zurück, der unermüdliche Spüreifer nach ungedruckten Urkunden, zumal in den späteren Jahren, erinnert an Stumpf, und so ist der Schluss gerechtfertigt, daß er, wie er denn eine durchaus klare und zielbewusste Natur war, die bestimmende Richtung für das Leben schon in jenen ersten Innsbrucker Semestern erhalten hat. Jedenfalls übten die beiden folgenden Universitäten, die er alsdann noch besuchte, Göttingen und Berlin, einen viel geringeren Einfluß auf ihn aus, der so früh fertig war. In dem gefeierten Seminar von Waitz trat er wenig hervor und betrachtete sich nie eigentlich als dessen Schüler. In Berlin hörte er (zugleich mit dem ihm befreundeten Th. Lindner), wiewohl nicht sehr eifrig, Ranke, Köpke und Jaffé, und knüpfte besonders mit dem Letzteren persönliche Beziehungen an.

Kurze Zeit nach Abschluß seiner Studienjahre trat Scheffer 1866 mit seiner ersten größeren litterarischen Leistung hervor, die er seinem Meister Ficker zueignete. Unter dem Titel »Friedrich's I. letzter Streit mit der Kurie« behandelte sie die Beziehungen Rothbarts zu den Päpsten nach dem Frieden von Venedig, mit welchem Abschluß sonst wohl das Interesse an diesem gewaltigen Drama zu erlöschen pflegt. Dieses Buch

zeugt von voller Beherrschung des Quellenstoffes, der mit durchaus selbständiger Kritik geprüft wird und von ungewöhnlicher Reife der Auffassung. Die Beilagen beschäftigen sich mit einzelnen wichtigen Fragen, wie über die Schenkung der großen Gräfin Mathilde an den Papst, auf welche er später noch öfter zurückkam, und über das Spolien- und Regalienrecht unserer Kaiser. Es ist bezeichnend für den jugendlichen Verfasser, daß er seine Forschungen gerade mit einem Kampfe gegen die Curie eröffnete, und zwar vom ghibellinischen, deutsch-patriotischen Standpunkte aus, der ihm vollkommen selbstverständlich erschien, denn, wie er später einmal sagt, Jeder, der einen offenen Kopf und ein empfängliches Herz hat, mußte durch tieferes Eindringen in die staufische Zeit in der ghibellinischen Auffassung nur befestigt werden. Wie in allen seinen späteren Arbeiten, so ist auch schon in dieser die Sprache mit Sorgfalt und Geschmack gehandhabt. Als Lehmann ihm in der Rezension einer anderen Schrift einmal vorwarf, daß sein Stil etwas Manierirtes habe und den Periodenbau vermeide, nahm Scheffer sich zwar seine sachlichen Einwendungen wenig zu Herzen, wohl aber diesen Tadel seines Stils, den er verbessern zu wollen erklärte. War er doch ein großer Verehrer Goethe's und auch Verse entströmten bisweilen seiner Feder. Gleichsam als eine Ergänzung jenes Buches erschien im 8. Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte (1868) die schon auf der Universität begonnene, ursprünglich zur Dissertation bestimmte Arbeit »Deutschland und Philipp II. August von Frankreich in den Jahren 1180 bis 1224«, nicht minder von dem patriotischen Gesichtspunkte beherrscht. Daß der noch ganz unbekannte Verfasser für sein erstes Buch einen angesehenen Verleger fand, hatte er der Empfehlung Ficker's, der ihm eine bei Anfängern ungewöhnliche Gründlichkeit und Sauberkeit der Arbeit nachrühmte, zu verdanken. Durch ihn kam er zu dem in seinen Studien ihm nahestehenden Dr. Töche-Mittler, bald seinem Freunde. Doch noch auf andere Weise sorgte Ficker als väterlicher Freund für ihn und bethätigte ihm sein Vertrauen gerade in dem Augenblick, als jener Onkel genöthigt war, ihm seine Unterstützung zu entziehen und er sich deshalb zum Oberlehrerexamen entschlossen hatte. Ficker bot ihm aus dem von ihm verwalteten Nachlasse Böhmer's die neue Bearbeitung der Kaiserregesten von Lothar bis auf Heinrich VI. (1125—1197) an, die, indem sie nach einem erweiterten Plane mit den Auszügen aus den Urkunden Nachrichten aus den Chroniken verbanden, ein vollständiges Gerippe der Geschichte dieser Zeit

geben sollten. Inzwischen fehlte unserem Freunde doch noch die für sein weiteres Fortkommen unerläßliche Doctorwürde. Aufgemuntert von Georg Voigt, der sein Buch als ein musterhaftes bezeichnete, meldete er sich in Leipzig auf Grund desselben statt einer Dissertation zur Prüfung und wurde nach befriedigendem, aber nicht glänzendem Examen am 1. Juni 1867 ohne alle Förmlichkeit promovirt.

Beträut mit den Regesten, die ihm ein mäßiges, für seine geringen materiellen, Bedürfnisse ausreichendes Jahresgehalt (von 400 Thalern) eintrugen, siedelte Scheffer nunmehr auf Ficker's Wunsch nach München über mit der unausgeführt gebliebenen Absicht, sich dort nebenher zu habilitiren, denn mit Freuden ließ er den Gedanken an die Schulmeisterei, auf die er schon angefangen hatte sich vorzubereiten, als eine traurige Nothwendigkeit fahren. Nach einer harten Jugend, tausend Sorgen und Nöthen, umgab ihn jetzt zum ersten Male ein gewisses Behagen des Daseins. Er fand, daß er bisher zu sehr zur Kopfhängerei geneigt, zu viel Ernst in's Leben hineingetragen habe: München erschien ihm ganz als der Ort zu einem angenehmen und thätigen Leben mit nicht übeln Leuten. Von den dortigen Gelehrten trat ihm besonders auch Wilhelm Giesebrecht näher, dessen lebenswürdiges Entgegenkommen er dankbar empfand, ohne sich an seinen kleinen Schwächen zu stoßen.

Die trockenen, etwas einförmigen Regesten aber, denen er die Hälfte seiner Arbeitszeit widmen sollte, vermochten sein wissenschaftliches Interesse bei Weitem nicht auszufüllen. Er liebte es, Abstecher zu machen und seinem, wie er ihn selbst nennt, unseligen Hange folgend, bald hier bald dort herum zu bummeln. Gerade das Vorbild Giesebrecht's, der einst durch seine gelungene Herstellung der verlorenen Altaicher Annalen großen Ruhm geerntet, bewog ihn, Ähnliches für seine, an älteren geschichtlichen Überlieferungen arme, westfälische Heimat zu versuchen, denn er hielt für nothwendig, daß die mittelalterliche Quellenforschung sich nicht mehr damit begnüge, das Vorhandene an sich zu prüfen, vielmehr müsse sie sich bemühen, durch das Vorhandene zum Verlorenen zu gelangen, um dieses nach Umfang und Werth zu bestimmen. So entstand sein glänzender Versuch einer Herstellung der Paderborner Annalen von 794—1190 mit ausführlicher Begründung und Mittheilung des Textes, soweit er sich aus den Ableitungen gewinnen läßt. Gegenstand mancher Angriffe, auch von Waitz, und in einzelnen Punkten nochmals gegen dieselben vertheidigt und ergänzt,

hat dieser kühne Wurf, der mit dem größten Scharfsinn durchgeführt war, sich im Wesentlichen vollständig behauptet und die Erkenntniss der Reichs- wie der westfälischen Geschichte in hohem Masse gefördert. Dafs diese streng gelehrte Arbeit (im Jahre 1870) gedruckt werden konnte, war abermals das Verdienst Ficker's, der aus dem Nachlaß Böhmer's die Mittel dazu gewährte.

Noch bevor die Paderborner Annalen vom Stapel gelassen waren, wendete Scheffer sich einem völlig anderen Gebiete zu, das für ihn besonders folgenreich werden sollte, der Geschichte von Florenz. Kurz vorher, im Jahre 1868, hatte ein Berliner Gelehrter, Wilhelm Bernhardi, durch eine scharfsinnige Untersuchung Aufsehen erregt, welche den bald allgemein anerkannten Beweis führte, dafs der angeblich älteste Geschichtsschreiber in italienischer Sprache, der vermeintliche Zeitgenosse Manfred's und Konradin's, Matteo di Giovenazzo, eine moderne Fälschung sei, obgleich seine sogenannten Diurnali leider sogar in die Monumenta Germaniae Aufnahme gefunden hatten. Diesem Beispiele folgte Scheffer und zeigte in ebenso unbestreitbarer Weise, dafs die florentinischen Geschichtsschreiber Ricordano und sein Neffe Giacotto Malespini, weit davon entfernt Quellen des Giovanni Villani gewesen zu sein, wofür sie sich ausgaben, diesen vielmehr nur ausgeschrieben hatten und im Interesse gewisser florentinischer Familien, namentlich der Bonaguisi, gefälscht seien. Auch hier wie bei Bernhardi's Abhandlung verstummte rasch der anfängliche Widerspruch, selbst auf italienischer Seite, und nur einzelne Ergänzungen folgten nach.

Die zu grofse Fülle geistiger Anstrengung vielleicht warf Scheffer nach diesen zum Theil mit Dampfkraft betriebenen Arbeiten auf's Krankenlager, und gerade während des Krieges im Herbst 1870 machte er in der Heimat ein so schweres Nervenfieber durch, dafs er schon völlig aufgegeben war. In seiner Jugend war er von schwankender Gesundheit, so dafs die Ärzte ihm ein frühes Ende prophezeiten, und schon als Student auf den Gebrauch nur Eines Auges angewiesen. Als ein spindeldürres Männchen von schlotteriger Haltung, so schildert er sich damals selbst. Kaum wiedergenesen von jener langwierigen Krankheit, veröffentlichte er Untersuchungen über Nienburger und Halberstädter Annalen, die mit Paderborn zusammenhingen, namentlich aber auch über die Pisaner Annalistik bis in's 14. Jahrhundert, da er aus lauter Bummellust, wie er sich ausdrückte, eines Tages unter die Afrikaner gegangen war.

Veranlaßt durch seinen Freund Laubmann kehrte Scheffer zunächst wieder nach Westfalen zurück: mit der von Jenem besorgten Ausgabe eines lateinischen Gedichtes, in welchem der Schulmeister Justinus den Herrn Bernhard zur Lippe (1140—1224) verherrlichte, sollte eine Darstellung seines Lebens nach den sehr lückenhaften Quellen verbunden werden. Es war ein Mann von sehr wechselnden Schicksalen, dem hier ein Denkmal gesetzt wurde: zuerst als Krieger und Ritter begründete er eine große Familie, um sodann Mönch, endlich sogar Bischof im fernen Liefland zu werden, wohin sein Thatendrang ihn mit den Kreuzfahrern geführt hatte. Wenn Scheffer mit Bezug auf ihn sagt, daß die Söhne der rothen Erde rauhe Männer waren, die sich auf Manches verstehen mochten, nur nicht auf Frieden, so trifft das Letztere wenigstens einigermaßen auf ihn, den echten Westfalen, zu, da er stets eine streitlustige Feder führte, seine Ansichten gern im Gegensatz zu denen Anderer entwickelte. Auf die heimatliche Geschichte ist er später, um dies hier vorweg zu nehmen, nur einmal noch zurückgekommen, indem er das Leben des Bischofs Benno von Osnabrück aus der Zeit Heinrich's IV. gegen Philippi's Angriff als im Wesentlichen echt und zuverlässig in Schutz nahm. Hier gerade ging er in der Vertheidigung etwas zu weit und bestätigte durch sein eigenes Beispiel die Richtigkeit des von ihm ausgesprochenen Satzes, daß es immer viel leichter sei, die Unechtheit eines Aktenstückes darzuthun, als zwingende Beweise für die Echtheit zu erbringen.

Inzwischen hatte sein Schicksal eine neue Wendung genommen. In den behaglichen Münchener Aufenthalt fiel im November des Jahres 1871 die durch Wilhelm Arndt übermittelte Aufforderung von Pertz, als Mitarbeiter in den Dienst der Monumenta Germaniae zu treten. Die Entscheidung blieb nicht lange zweifelhaft, und da auch Ficker zustimmte, trat Scheffer zu Neujahr 1872 in das neue Verhältniß ein, die 600 Thaler Gehalt, erst später auf 1000 gesteigert, aber doch ungenügend befunden, brachten ihm eine kleine Verbesserung, ungleich wichtiger und großartiger erschien ihm die Thätigkeit an den Monumenten, als seine bisherige; Berlin als eine Stätte ernster Arbeit — »der Eine spornt den Andern«, so schildert er es selbst — lockte im Gegensatze zu dem etwas lässlicheren München. So ging er in den neuen Lohndienst über, die Menschen von ganzem Herzen beneidend, denen die Wissenschaft keine milchgebende Kuh zu sein brauchte.

Während sich Scheffer in Berlin zu Arndt niemals recht hingezogen fühlte, verband ihn dagegen bald innige Freundschaft mit dem anderen Mitarbeiter, Ludwig Weiland. Der Zufall fügte es, daß seine Thätigkeit dem letzten Bande, den Pertz selbst noch 1874 herausgab, dem 23. der *Scriptores*, gelten sollte und daß er mit der höchst umfangreichen, aus zahlreichen Quellen zusammengesetzten, niederländisch-französischen *Weltchronik* des Albrich von Trois-Fontaines (bis 1241) — sie füllte über 300 Folioseiten — gerade den Beschluß dieses Bandes bildete. Mit Befriedigung blickte er auf diese mühsame Arbeit zurück, und in der in Rödelheim, dem Landsitze Stumpf's, am 1. August 1873 geschriebenen Vorrede erkannte er mit warmen Worten die hohen Verdienste an, die sich Pertz um die Quellenforschung erworben. In Wirklichkeit freilich erschien er ihm als eine Mumie, die bald zusammenfallen mußte, und die Monumentisten als eine in Anarchie lebende hirtlose Schaar. Schon bereitete sich die neue Ordnung der Dinge vor, die durch die Berliner Akademie und Waitz begründet wurde. In diese aber ging von den letzten drei Mitarbeitern der alten Zeit für kurze Frist nur Weiland noch über. Arndt zog sich zurück, und Scheffer folgte Ostern 1875 einem Rufe nach Gießen, der ihm wie eine Erlösung kam, obgleich er nur außerordentlicher Professor mit bescheidenem Gehalte wurde; aber er war ja auch niemals Privatdocent gewesen. Zur Mitwirkung an den Monumenten ist Scheffer weder damals zurückgekehrt, obgleich Waitz mit ihm ernstlich über eine Ausgabe der italienischen Chroniken des 13. Jahrhunderts verhandelte, mit denen er innig vertraut war, noch auch später, als die Central-direction in Berlin ihn 1891 zu ihrem Mitgliede gewählt hatte. Wir können ihm aber nicht zustimmen, wenn er gelegentlich das Textemachen für eine wissenschaftliche Handlangerei erklärte.

Der Berliner Aufenthalt hatte indessen nicht bloß der Chronik Albrich's gegolten, auch nicht so sehr den Kaiserregesten, welche damals geruht zu haben scheinen, sondern vor Allem der Fortsetzung der so verheißungsvoll eröffneten »Florentiner Studien« (Leipzig 1874), obgleich ihnen nur die Mußstunden gewidmet wurden. Die Monumente selbst führten ihn zu einer Untersuchung über eine verlorene Urgeschichte von Florenz, *Gesta Florentinorum*, deren Spuren bei späteren Benutzern hervortreten. Auf dem mit den Malespini betretenen Wege fortschreitend, gelangte er sodann zu einem höchst überraschenden Ergebniss. Wie ihn nämlich die Beobachtung, daß diese von Villani abhängen, nicht umgekehrt, zur Entdeckung ihrer Unechtheit ge-

führt hatte, so glaubte er, eine ähnliche Beobachtung, nämlich Benutzung Villani's, bei Dino Compagni, dem Zeitgenossen Dante's, den man wohl den Florentiner Thukydides oder Sallust genannt hat, anstellen zu können. Er entdeckte in dieser nach Sprache und Darstellung für wahrhaft classisch gehaltenen Zeitgeschichte so viele Fehler, Unkenntniß und Auslassungen bei Ereignissen, an denen der Verfasser als hochstehender Staatsmann selbst mitgewirkt hatte oder die er als Zeitgenosse genau kennen mußte, daß er sich berechtigt glaubte, ihn als Fälschung mit Malespini auf Eine Stufe zu stellen. Er äußerte die kühne Zuversicht, daß Dino's Name aus der historischen Litteratur gestrichen, daß sein Werk zum Kehrlicht geworfen werden müsse. Während einige italienische Gelehrte auf seine Seite traten, zürnten andere begreiflicherweise dem kecken Ausländer, der gleichsam einen Nationalheiligen zu erniedrigen strebte. In Deutschland überwog zunächst die Zustimmung. Einen vermittelnden Rettungsversuch Hegel's (1875), obwohl er im Einzelnen manches Gute bot, erachtete Scheffer keiner ernstesten Widerlegung werth, er ließ ihn im Allgemeinen kalt. Derselbe wurde bald in den Schatten gestellt durch das gewaltige Aufgebot von Material, welches Isidoro del Lungo 1879 bis 1880 zur Rettung Dino's in einem dreibändigen Commentare zu Tage förderte. Nach einigen weiteren Erörterungen gelang es ihm, Scheffer endlich das Geständniß abzunöthigen, daß ein in seinem Kerne echtes, allerdings von unberufenen Händen überarbeitetes Werk Dino's unter seinem Namen auf uns gelangt sei. Sein Irrthum aber, den er so mit der ihm eigenen Ehrlichkeit vollkommen zugestand, hatte sich zu seinem Troste in hohem Grade förderlich für die historische Erkenntniß erwiesen, indem er zu einem sehr vertieften Studium der Zeiten Dante's hinführte.

Wie die Beschäftigung mit der Geschichte von Florenz mit der Liebhaberei für Dante zusammenhing, so brachte sie als nachreifende Frucht noch ein Buch hervor, das unter dem Titel »Aus Dante's Verbannung« (Straßburg 1882) in anmuthig erzählender Form eine Reihe von mehr positiven Aufsätzen über diesen großen Dichter zusammenfaßte: seine Familienverhältnisse, sein Aufenthalt in Ravenna, die Abfassungszeit der Schrift über die Monarchie, die Echtheit seiner Briefe an Cangrande von Verona und an Guido von Polenta, Kritik von Boccaccio's Dantebiographie werden hier eingehend erörtert, ohne doch für diese vielfach streitigen

Fragen, welche in auffallend conservativem Sinne behandelt werden, die Zustimmung der Danteforscher durchweg zu erringen.

Bevor wir unsern Freund auf seinem Lebenswege weiter begleiten, muß jedoch hier hervorgehoben werden, daß namentlich seit dem Münchener Aufenthalte neben seinen eigenen Arbeiten eine Reihe von Rezensionen einherläuft, die durchaus zu den eigenthümlichen und werthvollen Blüten seines Geistes gehören. Indem er nicht leicht die Grenzen des ihm genauer vertrauten Gebietes überschritt, rezensirte er innerhalb desselben gern und scharf und mit genauester Sachkenntniß, niemals boshaft, doch oft sehr witzig. Durch einzelne selbständige Ausführungen belehrte er stets — ich erinnere an seine Besprechungen von Schum, Winkelmann, Dove, Knöpfler, Hug —; doch erntete er mit dieser Bemühung selten Dank. Bei diesem Anlaß berief er sich wohl in beherzigenswerther Weise »auf den berechtigten Anspruch des Kritikers, daß man ihm sein Lob auf's Wort glauben solle, wenn er den Tadel begründet hat, denn es sei das Recht der Kritik, das Lob im Allgemeinen auszusprechen, den Tadel müsse sie im Einzelnen begründen«.

Nachdem die akademische Wirksamkeit in dem kleinen Gießen gerade nur ein Jahr gedauert hatte, folgte ihr ein viel glänzenderer Wirkungskreis an der verjüngten Straßburger Universität, woselbst durch Weizsäcker's Fortgang nach Göttingen das Mittelalter frei geworden war. Daß die Lehrthätigkeit Scheffer's auf dieses sich beschränken durfte, weil die neuere Geschichte in Baumgarten's bewährten Händen lag, entsprach ebenso sehr seiner Neigung wie dem vorwaltenden Bedürfniß. Diesen Rahmen aber suchte er möglichst vollständig auszufüllen, und so las er als größere vierstündige Vorlesungen die politische und die Verfassungsgeschichte der germanischen und romanischen Völker im Mittelalter, die deutsche Geschichte von ihren Anfängen bis zur Reformation, geschieden durch das Interregnum, Geschichte der deutschen Cultur im Mittelalter und endlich noch als kleinere Vorlesung Verfall der Hierarchie und Anfänge der modernen Staaten. Unter der Culturgeschichte verstand er die Geschichte der geistigen und moralischen Entwicklung, nicht, im modernen Sinne, die durch das Wirthschaftsleben bedingte seelenlose materielle Cultur. Diese blieb bei ihm ganz im Hintergrunde, wie er auch gegen Lamprecht's deutsche Geschichte sich durchaus ablehnend verhielt. Seine Culturstudien hat er übrigens litterarisch nicht verwerthet mit Aus-

nahme des Einen für die Handelsgeschichte wichtigen Aufsatzes Über die Syrer im Abendlande (1885), der die merkwürdige der der Juden verwandte Rolle beleuchtet, die dies Volk im früheren Mittelalter gespielt hat.

In Straßburg zuerst, dann seit 1890 abermals als Weizsäcker's (gest. 1889) Nachfolger in Berlin, wo der gleiche Kreis der Vorlesungen festgehalten wurde, entwickelte Scheffer eine neue, sehr hervorragende Seite seines Wesens, eine ungemeine Lehrgabe. Waren seine Vorlesungen durchweg sehr sorgfältig ausgearbeitet, streng gegliedert und äußerst belehrend, wenn auch ohne rednerischen Schwung vorgetragen und ohne Phrasen, die er haßte, so bildeten doch unzweifelhaft die Übungen oder das Seminar den bei Weitem wichtigeren Theil seines Wirkens. Auf dieses wandte er seine ganze geistige Kraft, hier gab er sein Bestes, indem er mit seinen Zuhörern gemeinsam arbeitete, nicht nur als ihr Lehrer, sondern gleichsam als ihr Erzieher. Er las in der Regel keine zusammenhängenden Quellen, wie er es vielleicht in Gießen versucht hatte, auch behandelte er seltener einheitliche Themata, wie etwa die Papstwahlen des Mittelalters, die Entwicklung des Kurfürstenthums, die deutsch-französischen Beziehungen im 13. Jahrhundert, vielmehr liebte er es, streitige, wo möglich im Augenblicke viel umstrittene Fragen vorzunehmen, die etwa höchstens je drei Sitzungen in Anspruch nahmen, um dann durch andere abgelöst zu werden.

Die Mehrzahl der ausgezeichneten Abhandlungen, die von ihm seit 1876 veröffentlicht wurden — ein Recensent nennt sie nicht übel edle Steine in köstlicher Fassung, er selbst nannte sie »Abfälle aus den Seminarübungen«, — sind von ihm zuerst im Seminare behandelt worden, und hier wurden alle Seiten der historischen Aufgabe durchgenommen und mit dramatischer Lebendigkeit erörtert, die dabei in Frage kommen konnten, wie Echtheit oder Unechtheit, Abfassungszeit, Entstehungsort, Autor, Quellenverhältnisse, Glaubwürdigkeit u. s. w. Mit Vorliebe und stets mit eigenthümlicher Auffassung kehrte Scheffer immer wieder zu dem Gegensatze zurück, dem sein erstes Buch gegolten hatte, dem Gegensatze von Staat und Kirche. Dahin gehören seine Untersuchungen über die Schenkung Constantin's und ihren Zweck, über die Schenkungsversprechungen Pippin's und Karl's des Großen an den Papst, über das Wahldecret des Papstes Nicolaus II. und seine Verfälschung, über die pragmatische Sanction Ludwig's des Heiligen, nicht ohne Bedauern, daß er durch Nachweis ihrer Unechtheit dem von ihm hochgeschätzten Gallicanismus diese Stütze

entziehen mußte. Diesem Kreise verwandt sind ferner die Arbeiten über die vermeintliche Schenkung Sachsens an den Papst und die Zinspflicht Galliens an denselben, über die beabsichtigte Übertragung Irlands an England durch Hadrian IV., über die Frage, ob Gregor VII. Mönch gewesen u. s. w. Unzweifelhaft berühren gerade Fragen dieser Art das Interesse der Gegenwart am stärksten, weil es sich hier keineswegs um abgethane Dinge handelt, sondern um mittelalterliche Ansprüche, die noch unmittelbar fortwirken. Wie unklug wäre es daher, wollten wir, das Studium des Mittelalters vernachlässigend, es denen allein überlassen, die es vornehmlich als eine Rüstkammer unverjährbarer klerikaler Rechte betrachten.

Nach vielen Unterbrechungen tauchten inzwischen stets wieder die Regesten auf, die wie eine alte Schuld auf Scheffer drückten, da er sie ja niemals ganz vollendet, aber auch nie ganz aufgegeben hatte, obgleich sein Herz ihnen nicht mehr gehörte. Schon 1881, sodann 1887 glaubte er den Druck des ersten Heftes (d. h. Lothar's) demnächst beginnen zu können, aber er begann ihn nicht, zog vielmehr einige Jahre später noch eine Hilfskraft heran, um endlich zum Abschluß zu gelangen. Auf seine Beschäftigungen aber übte jene ungelöste Aufgabe insofern einen starken Einfluß, als sie ihn veranlaßte, zur Vervollständigung des Materials auf die Jagd nach ungedruckten staufischen Urkunden zu gehen, wobei er sich freilich keineswegs auf das 12. Jahrhundert beschränkte, denn für die Neubearbeitung nur aus Büchern zu schöpfen, hatte er als einen der Untersuchung sehr schädlichen Mangel empfunden. Die entlegensten Werke der überaus fruchtbaren italienischen Localforschung, von denen sich kaum ein Exemplar nach Deutschland verirrt hatte, stöberte er durch und verfolgte diese Spuren in den zahllosen italienischen Archiven, denn er hegte früh die bei den Deutschen so häufige Vorliebe für Italien, der er später auf seinen alljährlich unternommenen Reisen über die Alpen nachleben konnte. Diese Funde lieferten alsdann zu den fruchtbarsten Untersuchungen Stoff, die wieder vor Allem dem Seminare zu Statten kamen.

Wenn Scheffer einmal bemerkt, daß er »kein Diplomatiker« sei, »weder von Erziehung noch durch Neigung« und sich ein andermal von den »Diplomatikern strengster Observanz« unterscheidet, so wollte er damit vor Allem andeuten, daß er die Sickel'sche Schule mit ihrem Studium vorzugsweise der äußeren Merkmale nicht durchgemacht habe, wenn er sie auch wohl zu würdigen wußte. Die Hauptsache war ihm der rechts-

geschichtliche Inhalt, auf Grund der inneren Merkmale traute er sich auch meist ein Urtheil über die Echtheit zu, denn, so meinte er, in der Diplomatik gilt erst recht nicht die Unfehlbarkeit des Einzelnen. Ein Theil dieser Arbeiten wurde in dem Buche »Zur Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts« zusammengefaßt, das er 1897 der Universität Straßburg zur 25jährigen Feier ihrer Wiedergeburt widmete. Zu mancherlei höchst scharfsinnigen Forschungen gaben diese Urkundenfunde Anlaß, über Fälschungen, wie sie besonders auch in Italien häufig waren, und ihre Beweggründe. Sehr wichtig war die Darlegung, daß Friedrich II. als König von Sicilien bei seinem Regierungsantritt eine allgemeine Bestätigung aller Privilegien seines Reiches gefordert habe, ferner der Nachweis des Reichenauer Ursprungs der gefälschten Constitution Karl's des Großen über die Heerfahrt nach Italien u. s. w. Daß Scheffer in seinem Seminare, das nicht auf Anfänger berechnet war, eine Reihe vortrefflicher Schüler ausbildete, von denen einige bereits Lehrstühle an den Universitäten rühmlich inne haben, wird man hiernach verstehen. Der propädeutische Werth, der vor Allem das Mittelalter zur Einführung in das Quellenstudium haben kann, gelangte durch ihn, wie früher durch Waitz, zur vollen Geltung. Obgleich er mit Recht hohe Ansprüche stellte, war der Andrang ein großer, in Berlin zum Nachtheil der Sache nur allzu großer. Minder lobenswerth muß ich es nennen, daß er in Straßburg die Sitte einführte, Dissertationen von dem Umfange eines Buches zu fordern und zu fördern. Er spottete wohl gelegentlich über die Dissertatiönchen und entwarf ein scherzhaftes Recept, wie dieselben zu Stande zu bringen seien; allein jene von ihm begünstigte Gewohnheit hat den großen Nachtheil, daß das Promoviren dadurch leicht zu einem Privilegium der Wohlhabenden wird, denn Ärmere können weder ihrer Gesamtausbildung die Zeit entziehen, die zur Herstellung eines Buches gehört, noch ein solches auf ihre Kosten drucken lassen.

Scheffer selbst aber schrieb keine dicken Bücher, höchstens veranstaltete er Sammlungen einzelner Aufsätze. An diesen, die, stets auf das sorgfältigste gefeilt in streng logischem Aufbau, bisweilen geradezu spannend und fesselnd wirken, bethätigte er sein Talent und seine Liebe für die sprachliche Form, Darstellungen in weiterem Umfange dagegen versuchte er nicht, theils weil er schon früh erkannt hatte, daß er für die alleinige Kritik weit mehr Geschick besitze als für die Darstellung, theils aber hegte sein kritischer Sinn auch ein gewisses Mißtrauen dagegen, denn es scheint

mir, so sagt er einmal, wichtiger zu sein, sich der Unkenntniß über bedeutende Ereignisse oder Zusammenhänge recht bewußt zu werden, als nur die zufällige Überlieferung vorzutragen, diese dafür dann in ihrem ganzen Umfange und mit behaglicher Breite. Ich weiß nicht, ob er mit diesen Worten auf Giesebrecht etwa anspielt, jedenfalls drücken sie deutlich den inneren Gegensatz der Anlagen aus, welche erst vereint den wahren Historiker ausmachen.

Scheffer's ehrliche und feste, echt westfälische Art gewann ihm überall, wo er wirkte, das größte Zutrauen. Zu seiner kritischen Anlage gehörte ein gewisser sarkastischer Humor, den er nicht selten auch gegen sich selbst kehrte. So rühmte er einst in seiner Vorlesung über Culturgeschichte das Buch von Fick über die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas; er findet, daß derselbe ihnen die geheimsten Gedanken und Gefühle abgelauscht habe und fährt fort: »Es ist so, als ob der Verfasser, ein alter Indogermane — nebenbei bemerkt: ein etwas sentimental angehauchter —, vor vielen 100000 Jahren in einen tiefen Schlaf versunken und nun als Professor der vergleichenden Sprachwissenschaften in Göttingen daraus erwacht wäre«. An einem anderen Orte spricht er davon, daß man in der Urzeit ein heute sehr beliebtes Zugthier, den Esel, noch nicht gezähmt habe. »Er ist,« so meint er, »erst viel später in das Culturleben hineingezogen, — vielleicht ein Grund, daß er noch heute in der Bildung so weit zurück ist,« wie denn auch Homer des Esels nur an einer Stelle gedenke. Von seiner 40 Seiten langen Vorrede zum Albrich bemerkt er im Scherze, sie sei in einem Latein von so edler Urbanität verfaßt, daß Cicero's Sprache daneben nur noch als Bauernlatein gelten könne.

Scheffer ging einsam durch das Leben und wurde deshalb allmählich etwas Sonderling. Er wollte nur der Wissenschaft leben und hielt sich trotz seiner warmen patriotischen Empfindung von der Tagespolitik fern. Nach einer durch widrige Familienverhältnisse getrüben Jugend — sogar von der einzigen Schwester blieb er stets getrennt — hatte er lange zu ringen, bevor er endlich als ein Dreißiger zu Straßburg in eine äußerlich sorgenfreie Lage kam. Für geselligen Umgang war er durchaus empfänglich, auch mit Frauen, deren mütterliche Fürsorge er oft dankbar empfand, wissenschaftliche Interessen füllten ihn niemals allein aus und auf seinen Reisen z. B. verkehrte er lieber mit anderen Menschen als mit Zunftgelehrten,

dennoch blieb er Junggeselle und er gehörte also wohl offenbar, wie einst nach Goethe's Zeugniß sein Vorgänger Schöpflin in Straßburg, zu den nicht frauenhaft Gesinnten. Wenn er selbst einmal darüber scherzend in einem Briefe ausspricht, daß er seit der Obersecunda alle Liebesfähigkeit verloren und wohl einen leidlichen Verstand, aber gar kein Herz habe, so werden wir dies freilich in keiner Weise unterschreiben dürfen. Sein Herz besaßen neben einzelnen Freunden vor Allem seine Schüler, mit denen er auch außerhalb des Seminars, in der Kneipe wie auf Spaziergängen und Ausflügen, einen traulichen Verkehr pflog. Sie, unter denen er wohl noch seine besonderen Lieblinge hatte, waren hier wie in Straßburg seine Familie, der er als väterlicher Freund mit Rath und That zu helfen bereit gegenüberstand, ihnen zeigte er sein liebebedürftiges Gemüth. Aber die Treue, die er gab, fand er auch bei ihnen: an jedem Weihnachtsfeste wurde ihm von unbekannter Hand ein Christbaum gestiftet; sein letztes, ziemlich langwieriges Krankenlager umgaben die Schüler mit der zartesten Sorge und Pflege. Dem Tode schon länger durch ein unheilbares Leberleiden geweiht, dem wiederholtes Kränkeln vorausgegangen war, lebte er dessen unbewußt noch mit dem Geiste ganz in seinen Arbeiten, bis ihn am 17. Januar ein sanftes Ende erlöste. »Kein Geistlicher hat ihn begleitet«, konnte es von seinem Begräbniß wie einst von dem Werther's heißen, aber die Wissenschaft hat reiche Kränze an seinem Sarge niedergelegt.